

# Kritik

Günter Franzen

## Einst

Über Silvia Bovenschen

Der Aphorismus des im 18. Jahrhundert lebenden Physikers Georg Christoph Lichtenberg, dass nichts schneller alt mache als der stete Gedanke, älter zu werden, hat für den heutigen Leser etwas – zumindest vorübergehend – Tröstendes. Denn dass die Zeitgenossen des 21. Jahrhunderts von dem vergeisenden Gegrübel übers älter Werden gepeinigt werden, lässt sich ihnen schwerlich nachsagen. Derzeit gilt: Jeder ist so alt, wie er sich fühlt. Wer diesen, von keines Gedanken Blässe angekränkelten Gemeinplatz im Munde führt, führt nichts Gutes im Schilde, weil er sich selbst insgeheim immer jünger vorkommt als er ist, während der andere immer mindestens so alt ist, wie er aussieht. So pflegen wir die Klippen der Selbsterkenntnis mit aggressiver Geschwätzigkeit zu umschiffen, bis der Prozess des älter Werdens mit einem Urteil endet, an dem nicht mehr zu rütteln ist und an dem wir, weder durch Tradition noch durch Charakterreifeung geschützt, zu zerbrechen drohen: Ich bin alt.

Die Kulturtheorie der Psychoanalyse sieht den Menschen von verschiedenen Seiten bedroht. Die äußere Natur wütet gegen uns mit unberechenbarer Zerstörungskraft. Unsere Mitmenschen scheinen es darauf anzulegen, uns von klein

auf mit Unverständnis, Lieblosigkeit und Zurückweisung zu peinigen.. Unser Seelenleben bringt ein Chaos sich ausschließender Bestrebungen hervor. Unsere Leiblichkeit ist von Schmerz, Krankheit, Verfall und Auflösung umzingelt. Sigmund Freud vertritt in *Das Unbehagen in der Kultur* die Auffassung, dass es sich um vier Spielarten der Bedrohung dessen handelt, was wir lebenslänglich suchen: die Befriedigung der durch das Lustprinzip hervorgebrachten Bedürfnisse. Bei dem verzweifelten Versuch, den inneren und äußeren Schrecken zu meistern und auf kürzestem Weg zum großen und möglichst andauernden Glück zu gelangen, spielt uns der Körper auf lange Sicht nicht nur übel mit, sondern er straft unsere Bemühungen, ihn unter Kontrolle zu bringen und unter Kontrolle zu halten, mit dem schärfsten Schwert, das die narzisstische, visuell geprägte Medienmaschine des Westens zur Verfügung hat: der Lächerlichkeit.

Während der vormalige Bundeskanzler Schröder seine Anwälte beauftragte, ihn vor dem Verdacht zu schützen, er lasse sich die Haare tönen oder gar färben, verbarg sein spitzbübisch grinsender italienischer Kollege Berlusconi die Wunden einer Haartransplantation unter einem

Piratentuch, das einem Achtzehnjährigen gut zu Gesicht stünde. Der Abstieg der hessischen Kommunalpolitikerin Margret Härtel begann mit einer Dienstfahrt in eine Warschauer Schönheitsklinik, in der sich die Mutter von vier erwachsenen Kindern ihrer überflüssigen Pfunde durch eine Fettabsaugung zu entledigen suchte. Die 1944 geborene Schauspielerin Uschi Glas, die 1968 in der Filmkomödie *Zur Sache, Schätzchen* in der Blüte ihrer Mädchenjahre stand, ließ sich fünfunddreißig Jahre danach von einem Männermagazin in Bikini und Reizwäsche ablichten: ein vom Fleisch gefallenes, gerupft und eingefroren wirkendes Vögelchen, dem kein Heiliger Martin und kein Chefredakteur die Gnade erwies, die Entblößung zu verhindern oder die Nacktheit zu bemänteln. Narren der Gegenwart in aussichtslosen Abwehrkämpfen, in deren Verlauf sie alles daran setzen, sich buchstäblich bis auf die Knochen zu blamieren. Männer und Frauen, ich, du, er, sie. Das täglich größer werdende Heer der Menschen um die 60. *Early old aged*, wie die Soziologen beschwichtigend versichern.

### Die unaufhörliche Frage nach dem Anfang von etwas

Dass es auch anders geht, zumindest in der Literatur, ist nach der Lektüre von Silvia Bovenschens *Älter werden* mit Erleichterung zu vermerken. Unter dem Stichwort »Jahreszeiten« heißt es ganz zu Beginn: »Als Kind nahm ich die Jahreszeiten, wie sie kamen – den Wechsel von Helligkeit und Dunkelheit, Wärme und Kälte, Schulzeit und Ferienzeit. Es lohnte nicht über diese Ablösungen nachzudenken, das Jeweilige dauerte zu lange, unendlich lang. Im Winter konnte ich mir nicht einmal sehrend vorstellen, dass es dereinst wieder Sommer werden würde. Wann habe ich angefangen, die Jahreszeiten ernst zu nehmen? Im Herbst den Anfang eines Sterbens zu sehen? Mich

vor dem Winter zu fürchten, wirklich zu fürchten?« Das kaum 160 Seiten umfassende Bändchen kreist unaufhörlich um die an die eigene Person und an den Leser gerichtete Frage, wann man angefangen hat, überhaupt irgend etwas ernst zu nehmen und diese unaufhörliche Frage nach dem Anfang von etwas, weckt nach wenigen Zeilen den Verdacht, dass dieser aus unerschrockener Selbst- und Fremdbeobachtung destillierte Text die falsche Aufschrift tragen könnte: Älter werden?

Diese vage Vermutung bestätigt sich im weiteren Fortgang der Lektüre, indem Silvia Bovenschens davon spricht, dass sie es vorgezogen hätte, ihre mit einem ausgeprägten Sinn für die unfreiwillige Komik des menschlichen Verhaltens ausgestatteten Notizen unter dem Titel *Einst* zu veröffentlichen – ein Vorschlag, der dem um die Verkaufsaussichten des Buches bangenden Lektor wohl den Angstschweiß auf die Stirn getrieben haben mag und von der Freundin als zu betulich verworfen wird. Sei es drum. *Einst* ist das Strukturprinzip des Buches, ein Magnetfeld, an dem sich die Erinnerungsspäne ausrichten, von denen jeder einzelne Jahrzehnte überwölbt und den Verlust von Menschen, Gegenständen und Begriffen sichtbar macht. »Sie verschwanden«, notiert die Autorin in einer längeren Passage, »so langsam, so schleichend aus dem Straßenbild, dass mir ihr Verschwinden erst viel später auffiel, als es sie schon lange nicht mehr gab: die Gezeichneten, die Versehrten, die Krüppel, wie man damals noch sagte. Männer an Krücken, ein leeres Hosenbein hochgebunden, ein inhaltsloser Jackenärmel schlaff herunterhängend, die starre hölzerne Hand im schwarzen Handschuh, schlecht geflickte Gesichter. Das waren die Kriegsverletzten. Blinde, Kaputtgeschossene, von Bränden gezeichnete.

Aber auch jene Entstellungen durch das, was humorvolle Leute gerne als ›Laune der Natur‹ bezeichnen, sah man zur Zeit meiner Kindheit in großer Zahl: al-

lenthalben schielende Augen, Klumpfüße, Buckel, Kröpfe, Menschen mit wulstigen Diphtherienarben, mit großen Geschwülsten – und dann gab es noch die Armen, die den Arzt nicht zahlen konnten, Menschen mit offenen Wunden und zahnlosen Mündern.« Das durch wirtschaftliche Prosperität und ärztliche Kunstfertigkeit bedingte Verschwinden der Versehrten sei ihr erst ins Bewusstsein getreten, als sich eine auch nicht mehr ganz junge Schriftstellerin darüber empört habe, dass es doch die Defekte und Unvollkommenheiten seien, die das Humane auszeichneten. Die Autorin fragt sich, was sich diese Frau bei ihrer Sorge um das Quantum des Leids wohl gedacht habe und gibt auch gleich die Antwort: »Geht Pest, kommt Aids. Was immer auf den biotechnischen Baustellen der Menschheitsumgestaltung zu unserem Schaden oder Nutzen erdacht oder gemacht werden kann, fürs Leid wird es immer genügend Schlupflöcher geben.«

Ihr Leid, das Silvia Bovenschen zwingt jeden Monat einige Tage im Krankenhaus zu verbringen und im Rollstuhl zu sitzen statt sich ihrer Geisteshaltung entsprechend aufrecht fortzubewegen, behandelt sie mit der ihr eigenen Lakonie, so, als verleihe das Zusammentreffen von Alterung und Erkrankung ihren Gedanken zu Leben und Zeit jene bestechende Klarheit, wie sie beispielsweise in der Vignette über die *Seenot* zum Ausdruck kommt: »MS. Ich wusste früh, dass das die Abkürzung für Motorschiff ist. Wenn ich die Abkürzung oder das Wort hörte, assoziierte ich eine Zeitlang ein kleines Boot, das ich als Kind besaß. Es war etwas zu groß für die Badewanne. Aber wenn wir im Sommer an einen See fuhren, kam es zum Einsatz. Es war weiß, hatte einen großen Schornstein, einen Kajütenaufbau, war bunt bewimpelt, und am Bug stand MS *Esperanza*. Aber dann, noch in satter Jugend, musste ich erfahren, dass MS auch die Abkürzung

für eine tückische Krankheit ist, die mich befallen hatte. Rasend schnell drehte sich der Assoziationswind. Plötzlich befand sich das fröhlich beflaggte Schiffchen, das einst einen sommerlichen Ausflugsspaß verhieß, in schwerer See.«

### **Sublimation als Methode der Selbsttherapie**

Man wird der seit vierzig Jahren auf schwankendem Grund befindlichen Autorin hoffentlich nicht zu nahe treten, wenn man vermutet, dass sie sich der leidvollen

Wirklichkeit des Alterns auf beeindruckende Weise mit dem Mittel der Sublimierung erwehrt; eine Methode der Selbsttherapie, die Sigmund Freud in der bereits zitierten Schrift empfiehlt: »Am meisten erreicht man, wenn man den Lustgewinn aus den Quellen psychischer und intellektueller Arbeit genügend zu erhöhen versteht. Das Schicksal kann einem dann wenig anhaben. Die Befriedigung solcher Art, wie die Freude des Künstlers am Schaffen, an der Verkörperung seiner Phantasiegebilde, die des Forschers an der Lösung von Problemen und am Erkennen der Wahrheit, haben eine besondere Qualität.«

### In einer »Geist-Heimat« eingerichtet

Freud deutet allerdings sogleich an, dass die Wirksamkeit der Kultur als Antidepressivum begrenzt ist. Sich auf diese Weise über Wasser zu halten, ist nur wenigen Menschen möglich und selbst dieser Elite gewährt das Verfahren keinen »vollständigen Schutz vor Leiden«. Denn die schöpferischen Freuden sind, gegenüber den groben, hochprozentigen, das heißt triebhaften Genüssen, von homöopathischer Milde, und sie versagen ihren Dienst, sobald der leidende Körper sich aller Wahrnehmungen bemächtigt.

Davon weiß Silvia Bovenschen ein Lied zu singen, wenn sie am Ende davon spricht, dass sie sich lange in einer »Geist-Heimat« eingerichtet und in den Räumen der Kognition relativ heimisch gefühlt habe. Jetzt, da an Stelle des entfallenden Naheliegenden uralte Erinnerungen ungebeten ins Bewusstsein treten würden, sei ihr zum ersten Mal gedämert: »Mein Hirn macht, was es will; mein Geist ist Teil einer zunehmend unzuverlässigen Veranstaltung.«

Das Freibad im Frankfurter Stadtteil Hausen wird auf Betreiben der im Westend wohnhaften Prominenz aus Kultur und Politik, seit langem über die offizielle Badesaison hinaus bis Ende Oktober

beheizt. Über viele Jahre hinweg, bis zu ihrem Umzug nach Berlin, durfte ich Silvia Bovenschen, eine kettenrauchende Sonnenanbeterin von statuenhafter, ebennmäßiger Schönheit, aus der Ferne bewundern.

Die Bewunderung galt einer Schriftstellerin, die mit ihrer literaturwissenschaftlichen Studie über *Die imaginierte Weiblichkeit* eine kühne Schneise in den seinerzeit wild wuchernden feministischen Blätterwald geschlagen hatte; die Scheu galt einer Frau, bei der die Kongruenz von Außen und Innen, Erscheinung und Text, den Eindruck vollkommener Unnahbarkeit vermittelte: Die macht sich mit niemandem gemein. Was immer an dieser vorurteilsbehafteten Annahme dran ist – auf die Idee, dass es diese Frau auf einen der vorderen Ränge der gängigen Ratgeberliteratur abgesehen haben könnte, wird niemand kommen.

Die Quintessenz ihres Buches lautet: Das Altern kennt keine Prachtstraßen und keine Königswege, und weil das so ist, tut man gut daran, die Haltung zu bewahren und die Jahreszeiten ernst zu nehmen.

Seit mir mein Augenarzt vor zwei Jahren mitteilte, dass ich unter einer Degeneration der *Macula* leide, die irgendwann zur Erblindung führen wird, fürchte ich die Monochromie des Winters und freue mich auf die Explosion der Farben im Frühling. Eine Freude, die ich mit den mir nahe stehenden Menschen und Silvia Bovenschen hoffentlich noch eine Weile teilen kann.

*Silvia Bovenschen: Älter werden. Notizen.* S. FISCHER VERLAG, Frankfurt 2006; 154 S., € 17,90.



Günter Franzen (\*1947) Publizist, Pädagoge und Gruppenanalytiker, ist Mitarbeiter der Psychologischen Beratungsstelle des Diakonischen Werkes Hanau. [g.j.franzen@t-online.de](mailto:g.j.franzen@t-online.de)